

Marcel Feige schreibt als

**MARTIN
KRIST**

Kalte Haut

THRILLER

LESEPROBE

MIDNIGHT



Der Autor

Martin Krist ist das Pseudonym des erfolgreichen Autors Marcel Feige. Geboren 1971, arbeitete er als leitender Redakteur bei verschiedenen Zeitschriften und lebt seit

1998 als Schriftsteller in Berlin.

Das Buch

Berlin wird von einer Mordserie erschüttert. Der Täter stellt Filme ins Internet, auf denen zu sehen ist, wie er seine Opfer quält. Dann lockt er Journalisten zu den Leichen. Die türkischstämmige Kommissarin Sera Muth und ihr Ermittlungsteam ziehen den Polizeipsychologen Dr. Babicz hinzu. Diesem kommt das Vorgehen des Täters vertraut vor: Babicz hatte in den USA bei der Überführung eines Mörders mitgewirkt, der seine Opfer bei lebendigem Leib häutete. Ist der »Knochenmann« nun zurück?

Marcel Feige schreibt als
Martin Krist

Kalte Haut

Thriller

MIDNIGHT 

Midnight by Ullstein
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Ungekürzte Ausgabe bei Midnight
Midnight ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Januar 2015 (1)
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © Bianca Krause, Fotosinfonie

ISBN 978-3-95819-023-8

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Berliner Kurier, Mittwoch, 11. April

Berliner Innensenator fordert hartes Vorgehen
gegen kriminelle Ausländer

»Schluss machen mit multikultureller Verblendung!«

*Von unserem Chefredakteur
Stanislaw Bodkema*

Berlin. Es ist kein Geheimnis mehr: Jugendgewalt und Ausländerkriminalität wachsen. Nach dem brutalen Überfall auf einen Rentner in der Berliner U-Bahn fordert Berlins Innensenator Dr. Lothar Lahnstein ein Ende der »multikulturellen Verblendung«.

»Wir haben zu viele kriminelle junge Ausländer«, sagt Dr. Lothar Lahnstein (CDU) im exklusiven Interview mit dem Kurier. Zugleich macht der CDU-Politiker eine seiner Ansicht nach verfehlte Integrationspolitik für Gewaltausbrüche jugendlicher Ausländer verantwortlich. »Null Toleranz gegen Gewalt muss so früh wie möglich beginnen und Bestandteil unserer Integrationspolitik sein«, sagt Lahnstein. »Wir müssen Schluss machen mit der multikulturellen Verblendung und bestimmten Lebenslügen. Die deutsche Position in der Integrationspolitik war lange leider nicht klar genug.«

Der Berliner Innensenator schlägt eine Gesetzesänderung vor: »Ausländische kriminelle Jugendliche sollen sofort abgeschoben werden können.«

Prolog

Weit nach Mitternacht, die Gespräche in den Gärten und auf den Balkonen waren längst verstummt, die Lichter in den Häusern erloschen, zwängte eine Ratte ihren fetten, behaarten Körper aus der Kanalisation.

Schnell suchte sie Schutz unter den Sträuchern am Straßenrand. Dort stellte sie sich auf die Hinterbeine und reckte ihre spitze Schnauze in den Wind, der ihr den Duft gebratener Koteletts in die Nase trieb. Ihre Lefzen begannen aufgeregter zu zittern. Sie machte einen Satz und trippelte flink über den Bürgersteig, wobei sie die hellen Lichtkegel der Straßenlaternen mied.

Vor dem alten Backsteinhaus am Ende der Straße wurde der Fleischgeruch intensiver. Alle Vorsicht vergessend wühlte sich die Ratte durch ein Blumenbeet. In der Dunkelheit entdeckte sie die Umrisse einer Mülltonne, unter deren schiefem Deckel neben schimmeligem Obst und Kartoffelschalen auch Fleischreste hervorquollen. Gierig setzte die Ratte zum Sprung an – mit einem Knirschen brachen ihre Knochen, als ein Mann mit seinem schweren Stiefel auf sie trat.

Als würde er eine glühende Zigarettenkippe austreten, zermalmte er die Ratte unter seiner Schuhsohle.

»Und tot bist du«, sagte er, während er zufrieden den Klumpen aus Blut und Eingeweiden betrachtete. Dann eilte er zur Haustür und mühte sich mit dem Schloss ab, erst nach einer knappen Minute gab es den Weg in die Loggia frei. Der Mann lauschte. Stille. Niemand war erwacht. Er drückte die Tür zurück in den Rahmen und ging zur Treppe, die ins Obergeschoss führte. Eine der Stiegen knarzte, als er seinen Fuß daraufstellte. Er blieb

stehen. Sekunden verstrichen, ohne dass sich etwas im Haus regte. Während er seinen Weg nach oben fortsetzte, bemerkte er, dass noch Reste des Rattenblutes an seiner Stiefelsohle klebten. Es sickerte in den hellen Sisalbelag, mit dem die Treppe ausgelegt war. Wie nachlässig von ihm! Aber es war nicht mehr zu ändern.

Oben gingen fünf Türen von dem schmalen Flur ab, eine zum Bad, eine zum Schlafzimmer, zwei zu den Kinderzimmern. Hinter der letzten Tür, die der Treppe schräg gegenüberlag, befand sich eine winzige Abstellkammer, in der allerlei unnützer Plunder verstaut war: Babyspielzeug, zerschlossene Kinderkleidung, sogar ein zusammengefalteter, löchriger Plastikswimmingpool, der seit Jahren nicht mehr benutzt worden war.

Was für ein Chaos. Die Tür zum ersten Kinderzimmer war nur angelehnt. Lächelnd stieß er sie auf.

Das seidige Dämmerlicht einer Schlummerlampe umschmeichelte das Gesicht des Jungen, der in dem Bett schlief. An der Wand über ihm hingen mehrere gerahmte Bilder. Auf einem der Fotos war der große Bruder des Jungen zu erkennen. Ein anderes zeigte die beiden Jungen zusammen mit ihrer Mutter. Außerdem gab es Poster von Flugzeugen, deren Modellnachbauten sich in einer Vitrine reihten: ein Segelflieger, mehrere Boeings, zwei Düsenjets, ein Rosinenbomber.

Auf Zehenspitzen schlich der Mann um ein Airport-Set und weitere Plastikflieger herum, die auf dem Teppichboden verstreut lagen. Als er vor dem Bett stand, beugte er sich über das Kind. Unter der Decke, die der Junge sich bis ans Kinn gezogen hatte, zuckte es. Wovon er wohl träumte? *Vielleicht von Ratten.* Mit einem Schmunzeln streckte der Mann die Hand nach dem Kind aus. Liebevoll strich er ihm übers Haar.

»Und tot bist du«, flüsterte er.

Die Stimme, die das einlullende Motorengeräusch plötzlich übertönte, riss Dr. Robert Babicz aus dem Traum. Beschämt rieb er sich die Schläfe. »Was sagten Sie?«

Das Polster des Beifahrersitzes knarzte, als sich Harlan Blunt, ein dicklicher Agent des FBI Field Office in Las Vegas, zur Rückbank umdrehte. »Ich fragte: Sind Sie sich wirklich sicher?«

»Bin ich.«

»Nicht zu glauben, dass dieser elende Bastard sich in unserem Distrikt versteckt hält.«

»Er versteckt sich nicht. Er lebt hier. Mit seiner Familie.«

»Macht die Sache nicht gerade besser.«

Robert schaute aus dem verdunkelten Seitenfenster. Vor einer Dreiviertelstunde war er auf dem Flughafen von Las Vegas gelandet und Minuten später in Blunts Limousine gestiegen, deren Fahrer mit quietschenden Reifen losgerast war.

Längst war das Glitzern des Zockerparadieses hinter dem Horizont verschwunden. Nichts als karge Wüstenlandschaft glitt an ihnen vorbei. Ab und zu waren im Scheinwerferlicht zwischen welken Sträuchern und dürren Kakteen die Umrisse einiger Wohnwagen auszumachen. Die meisten Trailer waren längst von ihren Besitzern aufgegeben worden. Im staubigen Wind Nevadas verrotteten sie wie Haufen bleicher Knochen.

»Ist es wirklich wahr?«, fragte Blunt. »Er häutet seine Opfer? Bis auf die Knochen?«

»Häuten: ja.« Roberts Blick blieb auf die trostlose

Gegend jenseits der Glasscheibe gerichtet. »Bis auf die Knochen: nein.«

»Und weshalb haben Sie ihn dann den ›Knochenmann‹ getauft?«

»Habe ich nicht. Das war die Presse.«

»Verstehe. Hätte ich mir auch denken können.«

Vor ihnen tauchten die ersten Häuser von Boulder City auf. Der Fahrer nahm die nächste Ausfahrt. Ohne das Tempo zu drosseln, jagten sie über die breite Durchgangsstraße. Zu beiden Seiten flogen die flackernden Lichter der Hotels, Motels und Filialen von Fastfood-Riesen an ihnen vorüber.

»Und wie zum Teufel sind Sie dem Mistkerl auf die Schliche gekommen?«, wollte Blunt wissen.

Robert hob die Schultern. »Zufall.«

»Nicht so bescheiden, Kollege«, meldete sich erstmals William K. King zu Wort, Special Agent der FBI-Zentrale in Washington, der sich mit Robert den Rücksitz der Limousine teilte.

King war zweiundfünfzig, dünn, aber nicht mager, und hatte welliges, überwiegend graues Haar. Die meisten grauen Strähnen hatte er in den letzten acht Monaten bekommen, seit er zum Leiter einer Special Unit bestimmt worden war, die sich so lange vergeblich bemüht hatte, den Knochenmann zu fassen.

Der Killer war – seit seinem ersten Mord im Bundesstaat New York – in unregelmäßigen Abständen in Erscheinung getreten: mal in Kalifornien, mal in Arizona, dann in Colorado, in Nevada, später in Virginia, ein Mal sogar in Kanada. Die Orte, in denen er sein blutiges Handwerk verrichtet hatte, schienen ebenso willkürlich ausgesucht wie seine Opfer. Es hatte sich kein Zusammenhang zwischen den Frauen und Männern feststellen

lassen. Abgesehen von den übel zugerichteten Leichen gab es keine Spuren, aus denen sich ein Hinweis auf seine Identität hätten ergeben können. Der Knochenmann war zweifellos ein Profi, ein beängstigendes Phantom – bis vor Kurzem.

»Im Wesentlichen ist es Ihr Verdienst, Dr. Babicz, dass wir ihm auf die Schliche gekommen sind«, sagte King.

»Zufall«, wiederholte der Angesprochene.

King lachte. »Wohl kaum.«

Robert schwieg. Die ganze Sache war ihm unangenehm, sogar unheimlich. Er konnte den Grund dafür nicht benennen, aber sein Unbehagen wuchs mit jeder Meile, die sie sich ihrem Ziel näherten.

King schlug eine Akte auf, während er eine Lesebrille aus der Innentasche seines Jacketts zog. »Sein Name ist Andrew Jacobs, achtunddreißig Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder. Er ist Vertriebsleiter in einer kleinen, aber erfolgreichen Softwareklitsche für – aufgepasst! – Krankenhäuser, deshalb auch häufig auf Reisen. Keine Vorstrafen, keine Beschwerden, keine Makel.«

»Also ein stinknormaler Bürger wie Millionen andere auch«, befand Blunt.

»Ein stinknormaler Bürger mit einer ungewöhnlich grässlichen Freizeitbeschäftigung, ja.« King klappte den Ordner wieder zu und schob seine Brille zurück in die Tasche.

Die Limousine sauste vorbei am *Nevada Inn*, einem billigen Motel, dessen meterhohe Leuchtreklame am Straßenrand verkündete: *A Friendly Place To Stay*. Der Halbkreis, zu dem sich die blinkenden Worte verbanden, wirkte auf Robert wie ein Grinsen, das die vorbeifahrenden Beamten verhöhnzte.

In einer Seitenstraße bremste der Wagen abrupt ab.

Noch bevor die anderen den Türgriff auch nur berührt hatten, stand King bereits auf dem Gehsteig. Neben einem rostigen Hydranten wartete der Einsatzleiter des SWAT-Teams.

»Hallo, Mr. King, wie lautet Ihr Befehl?«

King legte eine schusssichere Weste an. »Holen wir ihn uns!«

Jetzt wusste Robert auch, woher seine Angst rührte. Sein Blick fiel auf das Haus, das in der Dunkelheit lag. Kein Laut war zu hören. Totenstille.

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät«, flüsterte er.

Noch immer schaute der Mann auf das Kind herab, über dessen Brust sich die Decke in ruhigem Rhythmus hob und senkte. Kein Albtraum störte den Schlaf des Jungen. So *friedlich*. Ihn überkam ein schlechtes Gewissen. Noch einmal fuhr er dem Kind über das Haar, dann machte er kehrt.

Plötzlich knirschte ein Spielzeugflieger unter seinem Stiefel. Der Mann erstarrte. Nichts rührte sich. Abermals ärgerte er sich über seine Unachtsamkeit.

Er schlich, nun auf mögliche Stolperfallen am Boden achtend, in den Flur und folgte ihm zur nächsten Tür. In dem Zimmer dahinter schlief der ältere Bruder des Jungen.

Nach einem kurzen Moment des Zweifels steuerte der Mann auf den gegenüberliegenden Raum zu. Langsam öffnete er die Tür. Durch einen Vorhangspalt fiel das fahle Licht der Straßenlaterne, in dem die Konturen des Schlafzimmers auszumachen waren. An der Längswand stand ein antiker Kleiderschrank, gegenüber duckten sich zwei

Nachttischchen und das Bett, in dem sich unter dem Laken ein Körper abzeichnete.

Fasziniert blieb der Mann im Türrahmen stehen. Minutenlang beobachtete er die schlafende Frau. Auf dem Boden neben dem Bett lag ein kleines Döschen mit Schlaftabletten. *Sehr gut.* Das würde die Sache erleichtern.

Der Mann ging neben dem Bett in die Hocke und hob die Decke an. Die Frau trug ein Nachthemd. Er schob dessen Saum über ihre Oberschenkel, bis ihr Po entblößt vor ihm lag. Dann holte er aus seiner Jackentasche einen kalten, scharfen Gegenstand heraus, der in dem schwachen Licht aufleuchtete.

Die Klinge senkte sich auf die nackte Haut, ohne Schaden anzurichten. Aber das sanfte Kitzeln ließ die Frau zucken. Mit einem unwilligen Brummen wälzte sie sich herum, so dass ihm jetzt ihr Bauch zugewandt war.

Entzückt versenkte der Mann die glitzernde Messerspitze in ihren Bauchnabel. Immer tiefer verschwand die Klinge in der schmalen Höhle, bis sie die Haut schließlich aufritzte. Ein winziger Tropfen Blut fiel auf die Matratze und breitete sich auf dem Stoff zu einem kleinen, dunklen Stern aus. Der Mann verstärkte den Druck des Messers, dann ließ ihn ein Geräusch herumfahren.

In der Tür stand der ältere Junge, die Augen weit aufgerissen.

»Papa?«

»Zugriff!«, zischte Special Agent King in das Mikrofon seines Headsets.

Prompt sprangen die Männer hinter den Sträuchern hervor. Gleich darauf wehte der Wind das Geräusch eines

leisen, hölzernen Knackens herüber. Das SWAT-Team stürmte zur offenen Tür hinein.

Robert zählte die Sekunden. *Einundzwanzig, zweiundzwanzig.* Vom Highway dröhnte die dumpfe Hupe eines Trucks, das Heulen eines Kojoten antwortete darauf. *Dreiundzwanzig, vierundzwanzig.* Endlich meldete sich eine Stimme aus dem Kopfhörer: »Wir haben ihn.«

Im Gebäude begann ein Kind zu weinen. Nur eins? Augenblicke später fiel eine zweite Kinderstimme ein.

»Gott sei Dank«, entfuhr es Robert.

King schenkte ihm ein Lächeln. »Wir waren also nicht zu spät.«

In den Zimmern des Hauses gingen nacheinander die Lampen an. Das Licht, das nun die Blumenbeete im Vorgarten erhellte, signalisierte allen Beteiligten, dass die Gefahr gebannt war.

Wortlos rannte King in das Gebäude, dicht gefolgt von Robert, der seine liebe Not hatte, mit der schweren, schussicheren Weste seinem Tempo zu folgen. Auf der Treppe kam ihnen die Psychologin entgegen, die einen der Jungen auf dem Arm hielt. Der Kleine war starr vor Angst. Robert verspürte Mitleid mit dem Kind.

»Wo stecken Sie denn?«, rief King ihm zu.

Robert hatte nicht gemerkt, dass er auf halber Treppe stehen geblieben war. Er löste seinen Blick von dem Kind und eilte in das Schlafzimmer. Auf dem Boden lag ein Mann, die Hände in Handschellen auf dem Rücken, umringt von hünenhaften SWAT-Männern in Kevlarwesten. Auf ihn zeigten die Waffenmündungen, die Männer waren dazu bereit, ihn bei der kleinsten Bewegung mit Schüssen zu durchsieben. Im Bett daneben saß aufrecht eine wimmernde Frau, deren Blick panisch von einem Uniformierten zum anderen hetzte.

»Sie sind Mr. Andrew Jacobs?«, fragte King.

Der Mann antwortete mit einem gequälten Stöhnen.

»Mr. Jacobs!« Kings Stimme wurde lauter. »Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern. Alles, was Sie sagen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden. Sie haben das Recht, sich einen Anwalt zu nehmen. Sollten Sie sich keinen leisten können, bekommen Sie einen Pflichtverteidiger. Haben Sie alles verstanden?«

Jacobs gab keinen Ton von sich. Ein Bluterguss formte sich bereits auf seiner Stirn, wo ihn die Agenten bei seiner Überwältigung mit Gummiknäppeln getroffen hatten.

»Schafft ihn raus!«, befahl King.

Die Einsatzkräfte halfen dem Mörder auf die Beine. Er war nicht sonderlich groß, von hagerer Gestalt, aber gebräunt von der Sonne Nevadas. Irgendwie wirkte er gar nicht wie einer, der seinen Opfern die Haut vom Leibe schälte. Aber wie sollte so ein Killer auch aussehen?

»Mr. King?«, schallte Blunts Stimme aus dem Erdgeschoss. »Das hier müssen Sie sich ansehen!«

»Gehen wir«, sagte der Special Agent.

Robert folgte ihm. Blunt führte sie hinaus in den Garten zu einem Schuppen, der sich halb verborgen zwischen Sträuchern und Bäumen duckte. Drinnen richtete er seine Taschenlampe auf eine Kiste, deren Schlösser aufgebrochen worden waren. In dem matten Lichtschein konnten sie Messer, Skalpelle, Einweghandschuhe, Plastikplanen und eine Menge anderer medizinischer Utensilien erkennen. Noch eindeutiger aber war der Inhalt einer zweiten Box. Getrocknete Haut, sorgfältig zu einem Stapel aufgeschichtet.

»Wir haben ihn.« Triumphierend marschierte King zurück zur Straße. Inzwischen war das Grundstück abgeriegelt worden. Die Betriebsamkeit der Beamten hatte

nun auch die Nachbarn geweckt. In den Häusern brannte Licht, auf den Veranden herrschte reger Betrieb, und einige besonders Neugierige hatten sich bereits bis zur Absperrung vorgewagt. Das Blinken der Einsatzfahrzeuge warf gespenstische Schatten auf ihre von Sensationslust gezeichneten Gesichter.

»Das war hervorragende Arbeit«, sagte King.

»Ja«, antwortete Robert.

Der Special Agent lehnte sich lässig an den rostigen Hydranten. »Ich wusste, dass Sie gut sind.«

Robert wollte etwas erwidern, doch stattdessen drehte er sich noch einmal zu der rasch größer werdenden Menschenansammlung um. Etwas irritierte ihn. Noch ehe er weiter darüber nachdenken konnte, legte ihm King die Hand auf den Arm.

»Deshalb habe ich Sie vom ersten Tag an unterstützt.«

Robert zwang sich zu einem Lächeln. Gleichzeitig wuchs die Unruhe in ihm.

»Auch in Washington hält man große Stücke auf Sie.«

Robert überflog die Schaulustigen hinter der Absperrung.

»Und nach der Sache heute ...« King deutete zum Haus, aus dem die Psychologin gerade die schluchzende Ehefrau führte, »stehen Ihnen beim FBI alle Türen offen.«

Es waren nicht die unverhohlenen sensationslüsternen Blicke der Leute, die die Beklemmung in Robert Babicz erzeugten. *Aber was dann?*

»Trotzdem wollen Sie zurück nach Deutschland?«, fragte King.

Robert schnaufte schwer. Jetzt wusste er es. Jemand beobachtete ihn. Nicht das nächtliche Chaos wie die anderen – sondern ihn. Und zwar jemand, der nicht hierher gehörte.

»Ihr Platz ist hier«, sagte King, während er Robert die Tür zur Limousine aufhielt.

In dem Moment bog ein Transporter der Spurensicherung auf das Grundstück ein. Robert wich dem blendenden Licht der Scheinwerfer aus, wandte den Kopf zur Seite und zuckte vor der Gestalt zurück, die ihm aus dem verspiegelten Limousinenfenster entgegenstarrte. *Herrje, das bist du selbst!* Ihm war, als würde er in das Gesicht eines Fremden blicken.

Robert schüttelte den Kopf. »Danke, aber ich habe den Kollegen in Deutschland meine Rückkehr bereits angekündigt. Es wird Zeit, dass ich heimkehre.«

Berliner Kurier, Donnerstag, 12. April

Trotz Protesten: Innensenator hält an Forderungen fest

»Wer sich nicht an unsere Regeln hält, ist fehl am Platz!«

*Von unserem Chefredakteur
Stanislaw Bodkema*

Berlin. Dr. Lothar Lahnstein (CDU), Innensenator der Stadt Berlin, hält trotz zahlreicher Proteste der Ausländerorganisationen an der Forderung nach härterem Vorgehen gegen kriminelle Ausländer fest.

Mehr als 100 Ausländerorganisationen kritisieren die Forderungen des Berliner Politikers nach einem härteren Vorgehen gegen jugendliche Straftäter. Der Vorsitzende der Türkischen Gemeinde in Deutschland, Osman Alpzoman, wirft dem Senator vor, er schüre rassistische Ressentiments in der Gesellschaft.

»Diese Politik sollte mit allen Mitteln verhindert werden«, erklärt Osman Alpzoman, Präsident des Aydinlar Kültür ve Dayanısma Dernegi in Berlin.

Dr. Lothar Lahnstein unterdessen bleibt bei seinen Forderungen: Deutschland habe lange genug ein »seltsames soziologisches Verständnis« für Gruppen aufgebracht, die bewusst als ethnische Minderheiten Gewalt ausüben. Gegenüber dem Kurier bekräftigte der Senator gestern: »Wer sich als Ausländer nicht an unsere Regeln hält, ist hier fehl am Platz!«

1

»Yanıltmaca! Ofsayt!« Das Geschrei in der Diele konnte einem Ohrenscherzen bereiten. »Schwalbe! Abseits! Schwa ...!«

»Eldin!« Heftiger als beabsichtigt stieß Sera Muth das Kartoffelmesser durch die Sucuk. Die Klinge grub sich knirschend in das hölzerne Küchenbrett darunter. »Sei bitte nicht so stürmisch.«

»Evet, Seray Teyze!« Eldin tobte mit noch mehr Radau durch den Korridor. »Ja, Tante Seray!«

Es war nahezu unmöglich, eine Pfanne Melemem zuzubereiten und gleichzeitig einen Jungen im Auge zu behalten, der sich selbstbewusst zum Nachfolger Daniel Güizas erklärt hatte, einem der populärsten Stürmer der türkischen Fußballnationalmannschaft, stark, pfeilschnell und treffsicher. Und zum türkischen Rührei gehörten neben Knoblauchwurst, frischen Tomaten und Paprika auch Zwiebeln, die Sera gerade würfelte.

Während sie gegen das Tränen ihrer Augen ankämpfte, kickte Eldin seinen Tennisball mit dem Feuereifer eines hoch motivierten Sechsjährigen quer durch den Flur. Dessen giftgrüner Teppich erinnerte auch wirklich zu sehr an den Stadionrasen seines Lieblingsvereins Fenerbahçe Istanbul.

Sera beschloss, den abgewetzten Läufer zum Sperrmüll zu geben. *Und zwar gleich morgen früh.* Aber Hand aufs Herz: Diesen Vorsatz traf sie jeden Donnerstagmorgen, wenn sie ihre beiden Schwestern mit den Kindern, ihre Mutter Rukyie und gelegentlich ihre Tanten Fehime und Özge mitsamt Töchtern, Neffen und Nichten zum Frühstück in ihrer Kreuzberger Wohnung empfing. Am Nach-

mittag war der Entschluss meist schon wieder vergessen, und der grüne Teppich blieb doch wieder bis zur nächsten Woche liegen.

»Kazanan böyle görünür!«, feuerte Eldin sich selbst an.
»So sehen Sieger aus!«

»Mach bitte nichts kaputt.«

»Türkiyem kupaları alda gel!« Er stimmte einen Fangesang an. »Meine Türkei, hole den Pokal und komme zurück!«

»Abla!«, rief Sera nach ihrer großen Schwester Kayra.

Doch Kayra konnte sie nicht hören. Das Geschnatter der Frauen im Wohnzimmer war mindestens ebenso laut wie Eldins Fußballgesänge. Ein Wunder, dass das acht Monate alte Baby von Deniz, Seras jüngerer Schwester, bei dem Lärm überhaupt schlafen konnte.

»Haydi Türkiye!«, brüllte Eldin. »Auf geht's, Türkei!«

»Abla!« Sera bemühte sich verzweifelt, ihren Neffen im Auge zu behalten. Prompt rutschte ihr das Messer von der Zwiebel ab und streifte ihren Zeigefinger. »Aua!«

»Was ist?«, antwortete Kayra.

»Panelti!«, gröhlte ihr Sohn. »Elfmeter!«

»Eldin soll bitte aufpassen.«

»Das macht er doch.«

»Gol! Gol!«, freute sich der Kleine. »Tor! Tor!«

Nur eine Sekunde später erstarb sein Jubel. Etwas knallte, ein lautes Scheppern folgte, dann war es mucks-mäuschenstill in der Wohnung.

Sera legte das Messer beiseite. *Bitte nicht die Vase!* Sie trocknete ihre Augen mit dem Küchentuch. Nur langsam ließ das Brennen nach. Im Korridor fand sie den Tennisball. Vergessen lag er auf dem grünen Teppich, umringt von einem Dutzend weinroter Scherben. Vom Torschützen fehlte jede Spur.

»Seray teyze, neden ağlıyorsun?« Im Durchgang tauchten Alisa und Mina auf, Eldins jüngere und ältere Schwester. Sie trugen Rüschenblusen, Röckchen und Ballerinas.
»Tante Seray, warum weinst du?«

Sera hockte neben den Überresten der alten Ochsenblutvase, ein Souvenir von einer spontanen Australienreise vor drei Jahren. Sie wischte sich die Tränen von den Wangen, zählte leise bis fünf und atmete aus. »Weil ich Zwiebeln geschält habe.«

Mina zog die Stirn in Falten. Alisa, deren Nasenspitze mit einem Nutellafleck verziert war, gab sich mit der Antwort zufrieden.

»Bu renk çok güzel.« Sera beugte sich zu den Porzellansplittern hinab. »Das ist eine schöne Farbe.«

»Evet, kırmızı. Bunun neyini güzel buluyorsun?« Mina verdrehte die Augen. »Ja, rot. Was ist denn daran schön?«

»Dieses Rot bringt Glück«, erklärte Sera.

»Hm. Seray teyze, ozaman onun şansы yoktu, değil mi?« Alisa rieb mit den Fingern über ihre Nasenspitze und verschmierte die Schokoladencreme über das ganze Gesicht. »Hm. Heute aber nicht, oder, Tante Seray?«

»Jedenfalls weiß ich, wer heute auch kein Glück mehr haben wird.«

»Eldin?«, fragte Mina. Für ihre siebeneinhalb Jahre war sie ganz schön schlau.

Bevor die beiden Mädchen sich an den Scherben verletzen konnten, las Sera sie auf und beförderte sie in den Küchenmülleimer. Dann endlich rührte sie schweigend die Zwiebeln unter das brutzelnde Melemem. Im Wohnzimmer setzten währenddessen die Gespräche wieder ein.

Als das Rührei stockte, bemerkte Sera die kleine und

gedrungene, Gestalt ihrer Mutter. Sie wusste nicht, wie lange sie schon im Türrahmen gestanden hatte.

»Anncim?«, fragte Sera. »Mama?«

Eldin drückte sich verängstigt an Anncims Hüfte. Die in den blaugelben Vereinsfarben von Fenerbahçe gehaltenen Streifen seines T-Shirts waren von Tränenflecken verunziert. Wie er dort mit verquollenen Augen zitterte, tat er Sera schon wieder leid. Aber so leicht wollte sie ihren Neffen nicht davonkommen lassen. Erwartungsvoll blickte sie auf ihn hinab, während er sich noch fester an den Rock seiner Oma klammerte.

»Jetzt schau ihn nicht so finster an«, tadelte sie Sera.

»Eldin ist gekommen, um sich zu entschuldigen.«

Schon möglich, aber warum gab der Knirps dann keinen Ton von sich? Er sah Sera ja noch nicht einmal an.

Anncim streichelte ihm durchs schwarze Haar. »Eldin, nun sag schon.«

»Üzgünüm«, presste der Junge hervor. »Entschuldigung.«

Kaum war das Wort über seine Lippen gekommen, flitzte er ins Wohnzimmer.

»Sei ihm nicht mehr böse«, lächelte ihre Mutter.

»Aber das war meine Lieblingsvase! Aus Australien!«

»Und Eldin ist dein Neffe. Außerdem freut er sich jede Woche auf dich.«

»Weil ich seine Tante bin? Oder weil er meine Wohnung zertrümmern darf?«

»Seray, du weißt, dass ...«

»Ja, Anncim, ich weiß.« Sie nahm ihre Mutter in den Arm und drückte sie fest an sich. Sera überragte sie um einen ganzen Kopf, trotzdem hatte sie das Gefühl, als müsse sie zu ihr hinaufschauen. Sie konnte ihrer Mutter

einfach nicht böse sein. »Und ja, ich freue mich auch jede Woche auf euch.«

Wirklich, Sera mochte das regelmäßige Beisammensein ihrer Familie, ganz ohne die Männer. Sie genoss den schwarzen Tee, den ihre Mutter aufsetzte; die Oliven und den Schafskäse, den ihre Schwester Deniz frisch vom Gemüsemarkt am Maybachufer mitbrachte; die Sucuk aus der Schlachtereier von Kayras Mann und das Fladenbrot aus der Bäckerei, in der Seras Tante Fehime arbeitete. Sie lauschte sogar leidlich interessiert dem Klatsch und Tratsch, den die anderen über Verwandte und Bekannte austauschten.

Aber ebenso froh war Sera, wenn der Trubel am Nachmittag wieder vorbei war und sie in ihr eigenes Leben zurückkehren konnte. Dann störte sie nicht einmal mehr der giftgrüne Teppich, auf dem ihr kleiner Neffe am Morgen noch von einer großen Karriere in der Turkcell Süper Lig geträumt hatte.

»Kinder sind so. Vielleicht solltest du ja auch ...?«
Anncim entwand sich dem Griff ihrer Tochter, nahm einen Löffel und rührte das Melemem in der Pfanne um. Auch ohne dass sie den Satz beendet hatte, war klar, worauf sie anspielte.

Zum Glück klingelte in diesem Moment Seras iPhone.
»Ja, bitte?«

»Gerry, hier.«

Du hast mir gerade noch gefehlt.

»Weißt du, worauf ich heute Bock habe?«

2

Um fünf Uhr morgens war Robert plötzlich hellwach. Er wälzte sich noch eine Weile auf der Matratze herum, doch er konnte nicht in den Schlaf zurückfinden. *Verfluchter Jetlag*. Der Flug von Los Angeles nach Berlin hatte offiziell dreizehn Stunden gedauert, während auf seiner Uhr vierundzwanzig vergangen waren. Roberts Zeitempfinden stand kopf.

Irgendwann, vor dem Fenster war es längst hell geworden, sprang er entnervt aus dem Bett, stolperte über seine Schuhe, die mitten im Hotelzimmer lagen, und spähte an der Gardine vorbei nach draußen. Eine dichte graue Suppe hatte sich über der Stadt zusammengebraut.

Er klaubte Klamotten aus seinem Koffer, der nicht groß war, die Auswahl war dementsprechend gering. Robert schlüpfte in T-Shirt, Jeans und Socken vom Vortag und warf sich seine einzige Jacke über. Zum Glück verfügte der dunkelbraune Parka, den er vor ein paar Monaten in einem Schaufenster von Chinatown in San Francisco entdeckt und gleich gekauft hatte, über eine Kapuze. Draußen fiel Nieselregen auf die Dächer. Genau das richtige Wetter für sein heutiges Vorhaben.

Aber unabhängig davon hätte sich Robert einen angenehmeren Empfang bei seiner Rückkehr gewünscht. Der Sprühregen, der seinen Parka bereits durchnässte, kaum dass er das *Maritim* zur Friedrichstraße verlassen hatte, war nur wenig einladend. Und munter machte er auch nicht. Vielleicht hätte er doch einen Kaffee trinken sollen. Aber er hatte das Frühstücksbuffet verschmäht, weil er keinen Appetit hatte.

Mit einem Gähnen kehrte er bei *Starbucks* ein und fühlte

sich sofort in die Staaten zurückversetzt. Der Eindruck verflog so schnell, wie er gekommen war, als die Verkäuferin ihn auf Deutsch nach seinen Wünschen fragte.

Einen Deckelbecher mit Kaffee in der Hand eilte er zur S-Bahn-Station, um ein Monatsticket zu lösen. Erst danach entdeckte er den Aushang, dem zufolge die Züge zurzeit nur jede halbe Stunde oder in noch größeren Abständen verkehrten. Der Grund dafür war dort nicht angegeben. Dem *Berliner Kurier*, der an einem Kiosk auslag, entnahm er: *S-Bahn-Desaster: Wird es noch schlimmer?* Die wartenden Reisenden fluchten auf die Bahnmanager, den Berliner Bürgermeister und den Regen, den der Wind fast horizontal über den Bahnsteig fegte.

Robert nippte an seinem Kaffee und wartete. In Amerika war er fast immer Auto gefahren. Was nicht zuletzt daran gelegen hatte, dass außerhalb der Ballungszentren keine öffentlichen Verkehrsmittel existierten. Die Amis liebten es, noch die kleinsten Besorgungen mit dem Pick-up oder einem SUV zu erledigen. Und das, obwohl auch Regen eine Seltenheit war, zumindest in jenen Bundesstaaten, die Robert kennengelernt hatte. Nur ganz am Anfang, als es ihn für ein verlängertes Wochenende nach Kentucky verschlagen hatte, war er in einen heftigen Sturm geraten. Das Unwetter hatte damals alle Spuren am Tatort verwischt; zu dieser Zeit war das FBI noch der Auffassung gewesen, dass der Knochenmann Spuren hinterließ.

Vor Robert kam quietschend eine S-Bahn zum Stehen. Eine Menge gestresster Passagiere ergoss sich auf den Bahnsteig, während sich gleichzeitig durchnässte und schimpfende Pendler in den stickigen Waggon hineinpressten. Robert wünschte sich zurück in sein Hotelzimmer, wo er sich ins Bett legen, ausschlafen und ... *Vergiss es*,

du kriegst eh kein Auge zu. Er leerte den Kaffeebecher und quetschte sich in den Zug.

Am Zoologischen Garten überraschte es ihn zu sehen, wie sehr der einstige Vorzeigebahnhof Westberlins heruntergekommen war. Alle paar Meter hockten Punker oder Penner. In den Ecken stank es nach Urin. Rasch wechselte Robert in die U2, die Richtung Ruhleben fuhr. Derweil begann es in seinem Magen zu rumoren, doch er war sich nicht sicher, ob der Hunger daran schuld war oder das, was vor ihm lag.

In Neu-Westend stieg er aus und wandte sich nach Westen. Der Regen hatte nachgelassen, doch am grauen Himmel zeichnete sich bereits der nächste Schauer ab.

Robert legte einen Schritt zu, bis er ein gusseisernes Tor erreichte, von dem ausgehend sich nach links und rechts eine triste Steinmauer erstreckte. Er blieb stehen. Nur für einen Moment. Sich sammeln. Kraft tanken. So viel Überwindung es ihn auch kostete, den nächsten Schritt zu gehen – er war unvermeidlich, wollte er nicht von dem ständigen Gefühl begleitet werden, nicht angekommen zu sein.

Jemand räusperte sich. Eine ältere Dame mit leuchtend gelbem Friesennerz und ebenso grellen Plastikstiefeln hielt ihm angestrengt das Tor auf. *Worauf wartest du noch?* Er dankte ihr mit einem Kopfnicken. Der Regen trommelte auf seine Kapuze, während Robert den Friedhof betrat.

Die Bäume und Sträucher, die die Gräber säumten, waren größer, als er sie in Erinnerung hatte, aber das war auch schon die einzige Veränderung, die er feststellen konnte. Das Ensemble trauriger, grauer Flachgebäude des Krematoriums, das sich rechter Hand vom Eingang erstreckte, wurde nach wie vor von ätzend grünen Sonnenblenden verschandelt. An den Gruften und Mausoleen,

in denen prominente Berliner seit dem 19. Jahrhundert ruhten, nagte zusehends der graue Zahn der Zeit. Unter seinen Füßen knirschten Kieselsteine. Der Pfad war ihm bestens vertraut, er hätte ihm blind folgen können. Doch die Vertrautheit machte den Weg nicht leichter.

Als er schließlich vor dem schmalen Grab stand, kam es ihm nicht so vor, als sei er tatsächlich vier Jahre lang fort gewesen. Die Ruhestätte war gepflegt, kein Unkraut in der durchnässten braunen Erde. Die Eriken und Narzissen waren frisch gepflanzt. Auf der Steinplatte in der Mitte flackerte ein Grablicht. Auch der Stein wirkte noch wie neu. Selbst den beiden Namenszügen, die in geschwungener Schrift in den Marmor gemeißelt waren, hatte die Zeit nichts anhaben können. Alles wirkte so, als wäre die Beerdigung erst gestern gewesen.

»Elisabeth«, las er flüsternd den ersten Namen. Der Regen gewann an Heftigkeit. Das Wasser lief ihm in Strömen übers Gesicht. »Georg.«

Er lauschte in sich hinein, aber da waren nur leise Melancholie und Müdigkeit. *Also stimmt es: Die Zeit heilt alle Wunden.*

Zweifelnd beugte er sich zu einer Narzisse hinab, deren Stängel unter der Wasserlast nachzugeben drohte, als er die Anwesenheit einer anderen Person bemerkte. *Jemand beobachtet dich.* Irritiert hob er den Kopf, sah allerdings nur Regentropfen, die zu endlosen Fäden aneinandergereiht zu Boden strömten. Er wandte sich wieder der Blume zu.

»Du bist wieder da?«, fragte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

3

Sera suchte den Blick ihrer Mutter. Doch Anncim rührte mit Hingabe das Melemem, als hinge die Rettung der Menschheit davon ab.

»Tut mir leid«, sagte Sera und presste ihr Handy gegen das Ohr. »Heute ist mein freier Tag.«

»Ist heute Donnerstag?« Gerry überlegte. »Stimmt, hab ich vergessen, da triffst du dich ja mit deiner Familie.«

»Ja, du hast richtig verstanden: Ich stehe heute nicht zur Verfügung.«

»Hm, das ist wirklich schade.«

Gerrys Stimme bekam jenen Klang, der Sera jedes Mal eine Gänsehaut bereitete. Wie sie das hasste. *Wie du das liebst!*

»Soll ich dir trotzdem verraten, worauf ich Bock hätte?«, fragte Gerry.

Untersteh dich!

Anncim beugte sich über das Rührei in der Pfanne, trennte einen Löffel voll ab, probierte. Die gespannte Haltung ihres Körpers verriet ihr neugieriges Lauschen.

Sera zupfte an den Ärmeln ihres schwarzen Kapuzenshirts. »Nein, das kannst du mir auch morgen noch erzählen.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass es dir auch gefällt.«
Mistkerl!

»Ganz bestimmt sogar.«

»Schade, aber heute können dir nur meine Kollegen helfen.«

»Mit dir wäre mir das aber lieber.«

»Ja, ich weiß, aber ich bin erst morgen wieder im Dienst. Wiederhören.« Sera schaltete das iPhone aus. Sie

atmete durch und betete, dass das heiÙe GlÙhen, das sich in ihrem KÙrper ausbreitete, ihr Gesicht verschonte.

»Mein Kollege, mal wieder typisch«, sagte sie zu ihrer Mutter.

Anneceim legte den LÙffel beiseite, òffnete den Mund schon zu einer Erwiderung, doch dann überlegte sie es sich anscheinend anders, wandte sich erneut der Pfanne zu und schwieg. *Gott sei Dank.*

Gemeinsam füllten sie das Melemem in eine Schüssel und servierten es Seras Gästen. Als hätten die Frauen den ganzen Morgen noch nichts anderes bekommen, machten sie sich darüber her. Sie lobten Seras Kochkünste in den höchsten Tönen, besonders Eldin schmatzte mit vollem Mund: »Lecker, Seray Teyze, lecker.«

»Freut mich, dass es dir schmeckt.«

Ohne zu kauen, schluckte ihr Neffe den Eierklumpen hinunter, würgte, lief rot an und schaute mit flehendem Blick erst zu seiner Oma, danach zu Sera.

»Seray teyze, ben ßimdi futbol izliyebilirmiyim?«, hustete er. »Tante Seray, kann ich dann jetzt Fußball gucken?«

Du gerissener Bengel! Sera bedachte Anneceim mit einem strafenden Blick.

»Seray Teyze!«, quengelte Eldin weiter. »Tante Seray!«

»Jetzt geh schon.« Sera knipste den Fernseher an.

Eurosport brachte eine Wiederholung des Champions-League-Spiels zwischen Galatasaray Istanbul und Hertha BSC. Was das Geplapper der Frauen und der Tennisball klickende Eldin nicht vermocht hatten, gelang jetzt dem Stadionlärm, der aus den Lautsprechern toste: Er weckte Deniz' Baby. Während Alisa und Mina vergnügt um die brabbelnde Kleine im Bett herumscharwenzelten, begannen die Frauen sich von ihren vielen Neffen und Nichten

zu erzählen – wer gerade Zähne bekam, lächelte, lief oder erste Worte sprach. Dann wechselten die Themen zu Schulkonzerten, Tanzaufführungen und Fußballspielen. Die Kinder waren der Mittelpunkt ihres Lebens.

Sogar Alisa, von deren Lippen noch Melemem-Reste tropften, verkündete: »Ich möchte auch ein Baby haben.«

Özge stieß ein wieherndes Gelächter aus. Ihr Dutt, den sie auf der Straße unter einem Kopftuch zu verbergen pflegte, wippte wild auf und ab. »Meinst du nicht, dass du dazu noch etwas zu jung bist?«

»Tabiki, sen kendin hala bir bebeksin!« Auch Mina stemmte entrüstet die Hände in die Hüfte. »Jawohl, du bist doch selbst noch ein Baby!«

»Yakında seninle aynı yaştayız«, widersprach Alisa. »Ich bin bald genauso alt wie du.«

»Ozaman ben senden daha yaşlıyım. – Dann bin ich aber schon viel älter.«

»Ozaman benim daha çok çocuğum olacak. – Dann kriege ich noch mehr Babys.«

»Senin okadar çocukların olamazki. – So viele Babys wie ich kannst du gar nicht kriegen.«

»Lieber Himmel!« Özge rückte ihren Haarknoten wieder zurecht. »Kinderkriegen ist doch kein Wettbewerb.«

Sera spürte den Blick ihrer Mutter auf sich. *Kinder sind so. Vielleicht solltest du ja auch ...?* Schnell griff sich Sera eine Handvoll Weintrauben aus einer Schale und konzentrierte sich auf das Fußballspiel. Hertha hatte gerade ein Gegentor kassiert.

Dann begannen sich die Gespräche um das Thema Urlaub zu drehen. Doch auch dazu konnte Sera kaum etwas beitragen. Ihre letzte Reise war die nach Australien

gewesen. *Vor drei Jahren.* Die Erinnerung daran lag jetzt in Scherben im Mülleimer.

Kayra erzählte von ihrem zweiwöchigen Urlaub in Griechenland, zusammen mit ihrem Mann und den drei Kindern. Deniz war kurz vor ihrer Niederkunft nach Zonguldak gereist, einem kleinen Küstenort am Schwarzen Meer, wo sie die Verwandtschaft ihres Gatten hatte kennenlernen dürfen. Seras Eltern waren vor drei Wochen aus Istanbul zurückgekehrt.

»Und wisst ihr, wen wir dort getroffen haben?« Annechim klatschte begeistert in die Hände.

Ein ganzes Bündel Vorschläge wurde in die Runde geworfen: Namen von Cousins aus Ankara, Halbbrüdern aus Sivas, entfernten Verwandten aus Kahramanmaras.

»Da kommt ihr nie drauf«, lachte Seras Mutter.

»Pek ala söyle«, verlangte Fehime, Seras zweite Tante, eine gut genährte Frau. Es gibt Menschen, deren Stimme nicht im Entferntesten zu ihnen passt. Fehime war einer von ihnen. Ihre Stimme war so hoch, als habe sie als Kind eine Überdosis Helium eingeatmet. »Nun sag schon!«

»Ilhami!«

»Ilhami?« Fehime wuchtete ihren Körper Richtung Sera. »Etwa *der* Ilhami?«

Daher weht also der Wind. Sera spuckte einen Weintraubenkern in ihre Hand. »Ist der nicht schon verheiratet?«

Annechim verzog das Gesicht. »Er ist Ingenieur, erfolgreich und wohlhabend.«

»Das war nicht meine Frage.«

»Und er ist sehr nett«, piepste Fehime. »Du kennst ihn doch.«

Ilhami war der Cousin vom Sohn des besten Freundes von Seras Vater. Sie selbst hatte mit ihm die Schulbank gedrückt, bis er eines Tages mit seinen Eltern zurück in

die Türkei gezogen war. »Ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.«

Anncim beugte sich geheimnisvoll vor. »Baba hat ihn getroffen und ...«

»Und was?« Sera spürte Wut in sich aufsteigen. »Kommt das etwa alles von Baba?«

»Es ist nur ein Vorschlag von ihm.«

Sera setzte zu einer wenig schmeichelhaften Erwiderung an, doch das Türläuten kam ihr zuvor. *Zum Glück.* Anncim war sowieso der falsche Adressat für ihren Zorn. Seras Mutter war, *wie immer*, nur der Bote.

Sie flüchtete in die Diele zur Gegensprechanlage. »Ja, bitte?«

»Sera, ich steh vor deiner Tür.« Es klopfte neben ihrem Ohr.

Neugierig trippelte ihre Mutter in den Flur. »Erwartest du noch wen?«

4

»Max?« Robert starrte seinen Bruder an wie ein Gespenst, das einer der umliegenden Gruften entstieg war. *Aber warum bist du so überrascht?*

Max schien nicht minder erstaunt. »Robert«, presst er hervor, dann war eine Zeit lang nur das Plätschern des Regens zu hören.

»Es ist lange her«, brach Max schließlich das Schweigen.

»Vier Jahre.«

»Vier Jahre *sind* eine lange Zeit.« Als würde Max diese jetzt rasch überwinden wollen, machte er einen Schritt auf Robert zu.

»Ich habe dir Briefe geschrieben.«

»Und du glaubst, das macht es besser?«

Max hatte sich seit ihrer letzten Begegnung kaum verändert. Er war von schmaler Gestalt, trug Doc Martens und einen Ledermantel, den er schon seit Jahren besaß. Sein Haar war ein bisschen länger, aber die Strähnen konnten nicht jene Sturheit verschleiern, die sich schon in dem blassen Gesicht des Jugendlichen gezeigt hatte. Natürlich gab es für Max' Verbissenheit einen Grund, aber den hatte Robert schließlich auch gehabt, als er gegangen war.

Nun standen unausgesprochene Vorwürfe zwischen ihnen wie eine Mauer.

»Seit wann bist du in Berlin?«, fragte Max.

»Dienstag.«

»Und da hast du dich nicht bei mir gemeldet?«

Robert schüttelte den Kopf.

»Was ist mit Bo? Hast du dich bei ihr ...?«

»Nein, ich habe mich bei niemandem gemeldet. Ich

wollte erst«, Robert deutete mit einem Kopfnicken auf das Grab, »zu unseren Eltern.«

Die Miene seines Bruders entspannte sich ein wenig. Max ging vor den Grabpflanzen in die Knie. Mit den Fingern schnippte er das Regenwasser von den Blüten.

Als Roberts Blick über die umliegenden Gräber glitt, fiel ihm eine Veränderung auf. Hinter einer strahlend weißen Buddha-Skulptur blähte sich ein gelber Regenmantel im Wind. Es war die ältere Dame, der Robert am Eingangstor begegnet war. In ihren Plastikstiefeln steuerte sie auf die beiden Männer zu, während sie ihre Augen prüfend auf das Grab gerichtet hielt.

»Es sieht gepflegt aus«, sagte Robert, dem das Schweigen unangenehm wurde.

»Ich kümmere mich jeden Tag darum.«

»Einer muss es ja tun.« Aus einem Strauch hinter dem Grabstein zog Max eine kleine Harke hervor, mit der er demonstrativ die vom Regen lehmige Erde auflockerte.

Derweil marschierte die alte Dame an ihnen vorbei. Sie lächelte mitleidig. Während Robert ihr hinterher guckte, fragte er sich, wessen Grab sie wohl besucht hatte. Wahrscheinlich das ihres Ehemanns, mit dem sie, ihrer faltigen, aber zufriedenen Miene nach zu urteilen, dreißig oder vierzig glückliche Jahre verbracht hatte.

»Und wie ist es dir ergangen?«, fragte Max.

Robert war wieder im Hier und Jetzt. Die alte Frau war zum Ausgang verschwunden. »Hast du meine Briefe nicht gelesen?«

»Doch, natürlich. Aber jetzt ... Jetzt bist du ja wieder da.«

Robert fixierte den flackernden Kerzenschein im roten Grablicht, während er sich seinen Aufenthalt in den Staaten in Erinnerung rief: das FBI, die Begegnung mit

William K. King, ihre gemeinsamen Einsätze, irgendwann der Knochenmann und seine abscheulichen Verbrechen.

»Es war keine einfache Zeit.«

Max verzog den Mund. Das war nicht die Antwort, die er hatte hören wollen. Er richtete sich auf, nachdem er die Harke zurück in das Gebüsch gelegt hatte. »Du hättest dich bei mir melden sollen, Robert. Aber jetzt ...« Er wischte sich die Hände an einem Taschentuch ab, dann lehnte er sich an den Grabstein, um seine Doc Martens vom Lehm zu säubern. »Weißt du, meine Arbeit ... Ich muss jetzt los.«

»Du hast es geschafft, oder?«

»Du weißt davon?«

Schon als kleiner Junge hatte Max von einer Karriere als Musiker geträumt. Nicht als Popstar oder Rockröhre wie andere Teenager in seinem Alter. Inspiriert von ihrer Mutter, deren Leidenschaft für Beethoven, Haydn und Antoni Salieri sie durch die Kindheit begleitet hatte, war seine Begeisterung für die Kammermusik entfacht worden, für die barocke Polyphonie, die Wiener Klassik, deren Sonaten, das Galante, Empfindsame. Heute gehörte Max als Streicher zum festen Ensemble des Orchesters der Deutschen Oper.

»Internet«, antwortete Robert.

»Ach so.« Max stapfte durch den Regen davon.

Robert wartete darauf, dass sein Bruder sich noch einmal zu ihm umdrehte. Es gab so vieles, was er ihm gerne erzählt hätte. Doch Max war unerbittlich. *Wie immer.* Wenige Sekunden später war er hinter der gusseisernen Friedhofspforte verschwunden.

5

»Ich erwarte niemanden«, sagte Sera.

Ihre Mutter kräuselte die Stirn. »Und wer hat da geklopft?«

Sera öffnete die Tür. Dem schwächtigen Mann im Treppenhaus klebte das wirre, braune Haar nass an der Kopfhaut. Seine Jeans und der Rollkragenpullover waren trocken, dafür hing ein tropfender Regenmantel über seiner Armbeuge. Ungeduldig trat er von einem Fuß auf den anderen.

Annechim musterte ihn skeptisch.

»Das ist mein Kollege, Kriminalobermeister Gesing«, stellte Sera vor. »Werner, das ist meine Mutter.«

»Angenehm.« Der Polizist deutete eine Verbeugung an. »Sera, es ist ...«

»... heute der freie Tag meiner Tochter!« Annechim hob tadelnd den Zeigefinger. »Das hat sie Ihnen doch vorhin schon am Telefon erklärt.«

»Vorhin? Am Telefon? Aber ich ... Autsch!« Gesing zuckte zusammen. »Sera, warum trittst du mich?«

»Oh, Werner, entschuldige. War das dein Fuß? Den habe ich gar nicht gesehen. Was hast du gesagt, weswegen bist du gekommen?«

»Ich habe noch gar nichts gesagt.« Verstimmt wischte sich Gesing die nassen Strähnen aus der Stirn.

»Kommen Sie doch erst einmal herein.« Annechim trat beiseite. »Sie sind ja ganz durchnässt. Seray, hol für deinen Kollegen ein Handtuch. Und bestimmt hat er Hunger und ...«

»Danke, aber so viel Zeit bleibt uns nicht. Wir haben

einen dringenden Fall. In *Neukölln*.« Er betonte den Stadtteil, als würde das alles erklären.

»Neukölln?«, fragte Sera.

»Ja, und der Chef hat ausdrücklich nach dir verlangt.«

»Nach mir? Warum?«

»Na ja, ich weiß nicht, ob ich ...« Gesing warf einen entschuldigenden Blick ins Wohnzimmer.

Wie Hühner auf einer Stange hockten die Frauen einträchtig schweigend auf dem Sofa. Auch Mina und Alisa hatten ihre Babypläne einstweilen auf Eis gelegt, und sogar Eldin blinzelte jetzt verstohlen in den Korridor. Hinter ihm plärrte noch immer der Fernseher, aber das Fußballspiel war vergessen. Ein echter, leibhaftiger Polizist war zweifelsohne spannender.

»Warte einen Augenblick!« Sera flitzte ins Schlafzimmer. Ihre beiden Nichten folgten auf dem Fuß.

»Seray teyze, şimdi gitmen gerekiyormu?« Alisa pulte enttäuscht am Melemem herum, das auf ihrer Bluse trocknete. »Tante Seray, musst du jetzt gehen?«

»Ja, leider.«

»Warum denn?« Eldin lugte um die Ecke.

»Weil ich arbeiten muss.«

»Mit dem Kommissar da vor der Tür?« Ungläubig stieß ihr Neffe die Worte hervor. Dass seine eigene Tante einem Job als Polizistin nachging, schien er bis heute nicht begriffen zu haben. Oder man hatte es ihm noch nicht gesagt. *Was mich nicht wundern würde.*

»Darf ich mitkommen?«, fragte Eldin.

»Bist du denn Polizist?«

Er nickte heftig.

»Ich dachte, du bist Fußballer?«

Eldin zog eine Flunsch.

»Übermorgen siehst du Teyze ja wieder«, mischte sich

Seras Mutter ein. Sie überkreuzte die Hände und legte sie auf ihre Brust. »Und wegen Ilhami, Sera, brauchst du ...«

»Anncim, bitte!«

»Ich wollte doch nur sagen, dass du nichts überstürzen sollst, aber du weißt, du würdest uns eine große Freude machen, wenn du ...«

»Nein!« Sera streifte sich ihre Lederjacke über. »Ich werde mich nicht mit ihm treffen.«

»Aber dann müsstest du nicht mehr arbeiten gehen«, sagte Anncim.

»Ich mag meine Arbeit.«

»Das weiß ich ja, und wir sind auch stolz darauf, wirklich, dessen bist du dir hoffentlich bewusst. Aber schau, du wirst jetzt fünfunddreißig, und ...«, sie seufzte, »dein Baba macht sich doch nur Sorgen.«

»Um mich?« Im Flurspiegel richtete Sera schnell noch ihr Haar. Der missfällige Blick Anncims auf ihre kurzen, dunklen Strähnen, das schwarze Kapuzenshirt und die Lederjacke entging ihr nicht. »Oder was die Nachbarn, die Freunde und die Familie in Istanbul von seiner misstrauenen Tochter denken?«

»Du weißt, Baba meint es nur gut mit dir.«

»Und du noch viel mehr.« Sera drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. Selbst jetzt konnte sie auf ihre Mutter nicht sauer sein. Anncim war nur bemüht, zwischen den Fronten zu vermitteln. Gerne hätte Sera ihr den Kummer erspart. *Bloß wie?*

»Aber am Samstag wirst du kommen, oder?«, flüsterte ihre Mutter.

Übermorgen feierte Seras Vater seinen fünfundsechzigsten Geburtstag. Die ganze Familie war eingeladen worden. »Habe ich denn eine andere Wahl?«

Noch ehe Anncim antworten konnte, war Sera zur Tür

hinaus verschwunden und hatte ihre Familie in ihrer Wohnung allein gelassen.

Mehr unter midnight.ullstein.de